

die verschleiernde Situationsangabe hinaus nach den *Tätern* resp. nach den Nicht-tätern und Tat-verhinderern gefragt und müssen diese beim Namen genannt werden. Anders als in einer nüchternen ideologiefreien Wahrnehmung der pastoralen Dringlichkeiten und Wesenszusammenhänge der verschiedenen Lebens- und Grundvollzüge von Kirche und Gemeinden, aber auch in einer dankbaren und offenen Annahme der vom Geist geschenkten Begabungen und Bereitschaften, der von vielen Männern und Frauen verantwortungsbewußt durchlaufenen Befähigung und Ausbildung, können die gestauten Probleme nicht gelöst werden. Sie können nicht mehr zögerlich, stufenweise und mit langen und langsamen Etappen, sondern nur gleichzeitig und umfassend gelöst werden. Es gilt jetzt von der sakramental-pastoralen Ordination genau das gleiche, was seinerzeit der erste „Papst“ Petrus angesichts der Geistgabe an Cornelius und die übrigen Heiden sagte: „Wenn nun Gott ihnen, nachdem sie an den Herrn Jesus Christus gläubig geworden sind, die gleiche Gabe geschenkt hat wie uns, wer war ich, daß ich vermocht hätte, Gott zu wehren“ (Apg 11, 17). Und „er ordnete an, daß sie getauft würden“ (Apg 10, 48). Allen Befürchtungen zum Trotz dürfen wir hoffen, daß darob die Kirche nicht in Anarchie und Chaos stürzen wird, sondern: „Als sie dies hörten, *beruhigten* sie sich und priesen Gott: Also hat Gott auch ihnen – den verheirateten Männern und Frauen als Seelsorger/innen – das Leben – d. h. die Beauftragung und die Ordination – verliehen“ (vgl. Apg 11, 18). Nur so läßt sich der Entscheidungstau abtragen und freilegen, damit das Leben und Feiern unserer Gemeinden wieder in ruhige und frei geordnete Bahnen kommt.

Gregor Siefer

Amt und Profession

Anmerkungen zum (Ver)schwinden des Klerus

Die Entwicklung der Kirche und die Veränderungen in der Struktur ihrer Ämter haben in jüngerer Zeit eine neue Stufe erreicht, die

nach Siefer auf die Auflösung der bisher einander gegenüberstehenden Stände Klerus – Laien hinausläuft. Auch wer die Notwendigkeit einer sakramental getragenen Struktur des kirchlichen Amtes nicht in Frage stellt, wird sich den Feststellungen Siefers nicht entziehen können; zu groß sind die Disparitäten zwischen dem breiten seelsorglichen Auftrag an Laien und ihren sehr beschränkten sakramentalen Möglichkeiten inzwischen geworden. Auch die „Puffer-Funktion“ der Diakone kann hier nicht viel ändern.

red

Von Kleruskirche zu sprechen, ist schon seit Ende des Zweiten Vatikanums obsolet geworden. Geläufig und vertraut ist inzwischen die Rede von der Kirche als dem „Volk Gottes“, weshalb auch das 2. Buch des Codex Iuris Canonici (CIC) übertitelt ist: De populo Dei. Der Auftakt dieses langen Abschnitts – Can. 204 § 1 – kann offener und ermutigender kaum formuliert sein: „Gläubige sind jene, die durch die Taufe Christus eingliedert, zum Volke Gottes gemacht und dadurch auf ihre Weise des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi teilhaft geworden sind; sie sind gemäß ihrer je eigenen Stellung zur Ausübung der Sendung berufen, die Gott der Kirche zur Erfüllung in der Welt anvertraut hat.“

Es wäre übertrieben zu sagen, daß das Erscheinungsbild der Kirche diesem visionären Entwurf voll entspräche. Mag sein, daß auch die hämische Kritik, mit der manche Medienstars heutzutage ihre offensichtlich problematisch verlaufene „religiöse Sozialisation“ öffentlich abarbeiten, zur Imageschädigung der Kirche beiträgt. Viel tiefer greifend sind die Veränderungen, die sich im Binnenraum der Kirche entwickeln.

Ich verzichte hier auf Zahlen und Tabellen, denn die statistisch meßbaren Entwicklungen in diesem Bereich sind den Lesern seit vielen Jahren bekannt: Es steigt (bestenfalls stagniert auf hohem Niveau) die Zahl der jährlichen Kirchenaustritte; es steigt langsam, aber unaufhörlich das Durchschnittsalter der Priester (im deutschsprachigen Raum liegt es inzwischen bei 65 Jahren); es fallen (oder stagnieren auf niedrigem Niveau) die Zahlen der Neupriester und Priesteramtskandidaten; es fällt (immer noch) die Zahl der regelmäßigen Gottesdienstbesucher, ganz besonders bei Ju-

gendlichen. Relativ neu ist das Absinken der bis vor kurzem noch hohen Nachfrage nach dem Theologiestudium im allgemeinen (auch im evangelischen Bereich). Statistisch kaum greifbar ist das Phänomen, daß nicht nur Priester vom Amt dispensiert werden, sondern auch Diakone und Laien im Seelsorgedienst zunehmend ihr Amt aufgeben.¹

Jetzt scheint mir die Entwicklung jedoch eine neue Stufe erreicht zu haben. Ich möchte diesen Eindruck in einigen Thesen näher begründen.

1. Es gibt nahezu gleich viele in der Seelsorge tätige „Nichtpriester“ wie Priester.

Inzwischen hat sich – weltweit – die Zahl der hauptamtlich in der Seelsorge arbeitenden Nichtpriester so verstärkt, daß sie die Zahl der Priester (zur Zeit rund 400.000) allmählich zu übersteigen beginnt. Nichtpriester heißt in unseren Breiten:

– *Diakone* (also nur Männer), die zum „Amte“ gehören und damit „Kleriker“ sind. Diese „Ständigen Diakone“ sind hauptberuflich tätig oder haben einen Zivilberuf, von dem sie leben. In beiden Fällen gilt: Wer sich ehelos weihen läßt – frühestens mit 25 Jahren – ist zum Zölibat verpflichtet. Wer verheiratet ist, muß mindestens 35 Jahre alt sein und die Zustimmung seiner Ehefrau vorweisen. Falls die Ehefrau stirbt, kann er – als Diakon – nicht wieder heiraten. Die Länder mit der stärksten Dichte an „Ständigen

¹ Dieser Negativtrend – besonders im Hinblick auf den Priesternachwuchs – wird auch durch die neuesten Statistiken des „Informationszentrums Berufe der Kirche“ in Freiburg i. B. bestätigt. Für die Situation in Gesamteuropa aufschlußreich ist die Dokumentation „Die Pastoral der Berufe in den Teilkirchen Europas. – Arbeitsdokument des Kongresses über die Berufungen zum Priesteramt und zum Ordensleben, Rom 5.–10. Mai 1997“ (hg. vom Päpstlichen Werk der kirchlichen Berufe, Citta del Vaticano 1997). Unter Einbeziehung der Entwicklungen in Osteuropa lassen sich hier auch positive Entwicklungen ausmachen, doch „der Zuwachs gleicht . . . nicht die Verluste aus, die durch Abfall oder Tod entstehen“ (Dokument S. 11). Für 1994 betragen die Zahlen für ganz Europa: Neupriester: 2.479, Sterbefälle: 3.448, Dispensierungen: 238 (Dokumentation Anhang Tab. 10–12). Die entsprechenden Zahlen für Deutschland 1995: 186, 386 (1994), 43.

Etwas leichter zugänglich: *Ulrich Ruh*, Prekäre Perspektiven. Priester und Priesternachwuchs in Europa, in: Herder-Korrespondenz 50 (1996) 5/251–254; vgl. auch *Heinz-Joachim Fischer*, Laien und Kleriker, Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 18. 1. 1997, S. 1.

Diakonen“ sind die USA (10.000), Deutschland (1.800), Italien (1.500) und Frankreich (1.000).

– *Pastoralreferent(inn)en*, die ein volles Theologiestudium absolviert haben, aber ausdrücklich Laien bleiben (wollen) und deshalb auch keinen Zölibatspflichten unterliegen. Sie sind – mehrheitlich Männer – vorwiegend in übergemeindlichen Aufgaben eingesetzt, ihre Mitwirkungsrechte im Gottesdienst sind offiziell stark eingeschränkt. Auch predigen dürfen sie nicht (mehr), ein Verbot, das offensichtlich aber nicht sehr strikt eingehalten wird.

– *Gemeindereferent(inn)en* (mehrheitlich Frauen), die – oft als Teilzeitkräfte – nach Fachschulausbildung in verschiedenen pastoralen, sozialen und caritativen Diensten der Gemeinde arbeiten, freilich oft mit der *Missio canonica* ausgestattet auch Religionsunterricht geben und predigen könnten (was sie bis 1983 auch offiziell durften).² Auf den ersten Blick hin ist diese Entwicklung ja gar nicht so negativ zu bewerten. Wer nur auf die nackten Zahlen achtet, kann sich damit beruhigen, daß angesichts des auch von ihm nicht zu bestreitenden zunehmenden Priestermangels immer mehr Nichtpriester in die pastoralen Dienste einrücken. Dies sind zwei gegenläufige Prozesse, die den Blick für das, was sich verändert, nicht unerheblich erschweren können. Dazu kommt auch die Perspektivenverschiebung bei den weniger werdenden Priestern selbst. Die meisten von ihnen haben infolge der Angebotsreduzierungen an Gottesdienstzeiten immer noch volle Kirchen (auch im Vergleich zu den protestantischen Nachbargemeinden), und ihr Terminkalender ist voller, als er früher je war. Das verdeckt etwas die Einsicht, daß für manche, die in der Gemeinde (noch) regelmäßig auftauchen, diese Gottesdienstbindung (zumindest äußerlich) nur noch ein marginales Element ihres Lebens ist, daß ihr Lebenszentrum aber ganz außerhalb liegt. Man kann das ganz gut bei Beer-

² Vgl. dazu auch *Christiane Bender u. a.*, Machen Frauen Kirche? Erwerbsarbeit in der organisierten Religion, Mainz 1996 und *Christian Friesl*, Christsein als Beruf. Chancen und Problemfelder theologischer Karrieren, Innsbruck – Wien 1996 sowie (zugleich als Besprechung dieser beiden Arbeiten) *Klaus Nientiedt*, Männliche Rollenkonzepte. Studien zur Lage kirchlicher Berufe, in: Herder-Korrespondenz 51 (1997) 1/35–39.

digungen beobachten, wenn bei der Beisetzung auch treuer Kirchgänger die meisten Trauergäste der Gemeinde völlig fremd sind. In Deutschland ist der Gleichstand zwischen Priestern und Nichtpriestern im Gemeindedienst übrigens noch nicht erreicht: den insgesamt 18.663 Priestern (davon ca. ¼ im Ruhestand) stehen hier 7.967 Mitarbeiter(innen) zur Seite, darunter 1.831 Diakone (davon 699 im Hauptberuf), 2.213 Pastoralreferent(innen) (darunter 699 Frauen) und 3.923 Gemeindeferent(innen) (darunter 3.141 Frauen).³ In Österreich und in der Schweiz dürften die Verhältnisse ähnlich sein, wobei in der Schweiz jedoch relativ viele Nichtpriester (auch Frauen) als Gemeindeführer(in) eingesetzt sind (ca. 60), eine Funktion, die Laien in Deutschland bisher – ad experimentum – nur in der Diözese Limburg übernehmen dürfen.

2. Die (zunehmende) Unsicherheit der oberen Kircheninstanzen zeigt sich besonders an der Frage des Predigtverbots für Laien und an der Praxis der Krankensalbung.

Die Erlaubnis zu predigen war im Konzil zunächst gegeben, die konkrete Durchführung aber den Ortskirchen überlassen worden. So war auch hierzulande die Laienpredigt in vielen Gemeinden fast normal geworden, bis dieses Recht mit der Neufassung des CIC im Jahre 1983 jedoch wieder revoziert wurde (Can. 766). Die Konstruktion, anstelle einer Predigt innerhalb der Messe eine sog. *Statio* vor Beginn des Gottesdienstes abhalten zu lassen, muß auch aus der Perspektive der Gemeinde als eine fast diskriminierende Ersatzlösung empfunden werden.⁴

Nach außen nicht so auffällig, aber für die Beteiligten viel tiefer greifend ist die Regelung, daß nur der Priester die Krankensalbung spenden kann, auch wenn ein hauptberuflich in der Seelsorge stehender Laie oder Diakon den Sterbenden begleitet hat. Er muß im Notfall einen für den Kranken meist fremden Priester holen, der die Lossprechung und Salbung als das „eigentliche“ Sa-

krament spendet. (In der Praxis wird das allerdings nicht durchgehalten.⁵)

3. Auch in anderen vergleichbaren Berufsgruppen (Ärzte, Juristen u. a.) wird der absolute Vorrang der etablierten Berufe in Frage gestellt.

Heute kommt es zu einer Situation, die wir auch aus vielen anderen Lebensbereichen kennen. Eine etablierte Berufsgruppe – z. B. die Ärzte – hat aufgrund ihrer wissenschaftlichen Schulung ein bestimmtes Handlungsmodell („Schulmedizin“) entwickelt, das in komplexer werdenden Gesellschaften aber nicht mehr ganz ausreicht. So entwickeln sich allmählich konkurrierende Handlungsmodelle (z. B. Psychologie), deren Experten mit zunehmender Eigenqualifizierung den absoluten Vorrang der etablierten Berufsgruppe in Frage stellen. Deren Abwehrstrategie liegt dann darin, die „Neuen“ im Arbeitsfeld möglichst nur per Delegation tätig werden zu lassen, ihnen ein autonomes Handeln aber strikt zu verweigern. Ähnliches galt und gilt von allen Berufen, die das „Juristenmonopol“ in der Verwaltung aufzubrechen suchen (Betriebswirte, Volkswirte, Informatiker u. a.). Mit dieser „Professionalisierung“ sind die meisten neuen Berufe in den Arbeitsmarkt hineingekommen. Sie werden von den „alten“ Berufsgruppen gelegentlich widerstrebend „adoptiert“ – so die Psychosomatiker in der Medizin –, oder sie entwickeln ein eigenes Berufsprofil durch Einrichtung von spezifischen Ausbildungs- und Prüfungsstandards bis hin zu berufsspezifischen Ethikkodes (wie bei Anwälten, Psychotherapeuten, Hausmaklern und Soziologen), so daß auch das Verhalten der „neuen“ Berufe in ihrem eigenen Interesse relativ schnell normiert wird. Im Gegensatz zu den klassischen, alten Berufsständen (Ärzte, Juristen) wird die Personaldecke bei den Priestern immer kürzer, so daß sie die ihnen aufgetragenen und auch vorbehaltenen Funktionen kaum noch ausfüllen können. Ein besonderes Problem für die Entwicklung der laikalen Seelsorgeberufe be-

³ Alle Zahlen aus der Zentralstelle Pastoral der DBK – Februar 1997.

⁴ Vgl. Paul Meisenberg, Die Laienpredigt – immer noch ein Tabu?, in: Stimmen der Zeit 120 (1995) 10/691–700, bes. 697.

⁵ Vgl. Herder-Korrespondenz 50 (1996) 9/438: Klärungsbedarf. Bischof Kasper betont: Die Krankensalbung spendet gültig nur der Priester. – Vgl. auch Benedikt Kranemann, Auf dem Rücken der Liturgie. Zur prekären Lage der liturgischen Leitungsdienste: ebd. 50 (1996) 12/641–644.

steht darin, daß sie an eine bislang unüberwindliche Grenze stoßen: das Weihe-sakrament, durch das schon der Diakon als Kleriker gegen die Laien abgeschottet wird und in dem die bisherige Fachkompetenz (Theologie plus Amtsgnade) unverrückbar festgeschrieben scheint. Das Beharren auf diesem „alten“ Kompetenzmodell hat heute dazu geführt, daß selbst für Theologen eine Zusatzqualifikation in den „Menschenwissenschaften“ (Pädagogik, Psychologie, Soziologie etc.) nicht gerade karrierefördernd wirkt.

Man kann derartige Professionalisierungstendenzen als ein Signum moderner Gesellschaften betrachten. Die Entwicklung der Moderne hat nicht nur die alten Herrschaftsstrukturen auseinandergerissen, was u. a. zur Trennung von Staat und Kirche geführt hat, sondern für die sich ständig neu bildenden Problemlagen auch spezifische Kompetenzen „proviziert“. Diese wuchsen sich ihrerseits zu ganz speziellen neuen Berufen aus, die dann allmählich auch Macht- und Entscheidungspositionen zu besetzen begannen, die ursprünglich aufgrund von Geburt und Standeszugehörigkeit verteilt worden waren. Das gilt insbesondere für die nur dem Adel vorbehaltenen Positionen in Politik und Militär, aber auch innerhalb des Weihe-sakraments selbst. Erst mit der Qualifizierung eines Priesters als eines kompetenten Theologen wurde Nichtadeligen das Bischofsamt zugänglich, das bis ca. 1800 oft nur ein Pfründenbaustein innerhalb einer eng vernetzten, feudalen Adelherrschaft war. So können wir in allen modernen Gesellschaften verfolgen, daß traditionelle Leitungs- (und damit auch Macht-)positionen unter dem Druck der sich verändernden Verhältnisse allmählich von den für die neue Situation (besser) Qualifizierten erobert werden. Die alten Eliten werden dabei verdrängt, wenn sie sich nicht rechtzeitig „öffnen“.

4. Diese Veränderungen betreffen nicht nur die jeweiligen „Aktivisten“ in der Hierarchie, sondern mindestens ebenso auch all diejenigen, die man pauschal „die Gläubigen“ nennt.

Die etwas leichtsinnige Rede von den „Priestern und Gläubigen“ verdeckt etwas die Tatsache, daß „der Gläubige“ ja der Oberbe-

griff ist, der auch die Priester (hoffentlich) mit einschließt. – Aber was glauben die Gläubigen und wem glauben sie? Die Amtsautorität als alleiniger Garant der Glaubwürdigkeit dürfte schon längst an einer erkennbaren Auszehrung leiden. Wird diese Autorität nicht durch die Glaubwürdigkeit eines konkreten Menschen gefüllt, dann wird es immer schwieriger, den Glauben wirklich zu vermitteln. Aber auch das, was da zu glauben ist, trifft auf immer größere Skepsis – selbst bei vielen leichtgläubigen Menschen, die den Lock- und Werbe-sprüchen aller möglichen Gurus folgen. Diese gespaltene Glaubensbereitschaft mag viele Gründe haben. Daß der christliche Glaube auch (Heraus-)forderungen einschließt und nicht nur vermuteten Erwartungen nachgibt, mag das eine sein. Andererseits ist es natürlich auch das durchschnittlich doch etwas gestiegene Reflexionsniveau in einer zumindest leidlich (aus)gebildeten Bevölkerung, das durch dogmatische Formeln allein gewiß nicht mehr zu überspielen ist. Auch diese Texte bedürfen einer Deutung, die „ankommt“, die etwas hinüberbringt, ja die fasziniert. Das erfordert eine Balance, die theologische Glasperlenspiele ebenso vermeidet wie eine auch den Hörer beleidigende Versimpelung von Schrift und Botschaft. In dieser – zugegeben schwieriger gewordenen – Form der Verkündigung (dabei geht es ja nicht nur um die Predigt) entstehen immer wieder auch Konkurrenzlagen, die nicht immer zugunsten der offiziellen Amtsträger auslaufen. Unter den Mitarbeiter(inne)n der pastoralen Dienste entstehen unvermerkt und allmählich Gefühle und Fragen nach Anerkennung, Gleichberechtigung, Selbständigkeit. Diese „Emotionalitäten“ setzen sich in jeder Gemeinde, ja in jeder personalen Beziehung anders zusammen. Es gibt zweifellos Priester, die das Geschenk laikaler Kompetenz dankbar nutzen; aber es gibt natürlich auch die vielen anderen Fälle, in denen das nicht geschieht, in denen alles – auch das ehrenamtliche Engagement – als selbstverständlich hingenommen, ja erwartet wird, und im Konfliktfall die Amtsautorität ins Feld geführt wird, auch wenn der Laie (die Laiin) recht hat.

Aus diesen Spannungen nähren sich die vielen (an sich ja vermeidbaren) Frustrationen, Enttäuschungen und Ermüdungen, die die

Ansätze einer ursprünglichen Begeisterung immer wieder überschatten und bis in die Physiognomie hinein Gram und Mißmut ausstrahlen. Am heikelsten ist hier die Figur des Pastoralreferenten/der Pastoralreferentin, da dieser Personenkreis ein vollwertiges Theologiestudium absolviert hat und insofern von der Ausbildungsqualifikation her dem Priester gleichgestellt ist. Die ständigen Diakone, die nicht selten ebenfalls Volltheologen sind (viele haben ja als Priesteramtskandidaten begonnen) stehen als Kleriker etwas besser da: Sie dürfen predigen, bei der Eheschließung assistieren und die Taufe spenden, während Firmungen in der Regel, das Weihesakrament auf jeden Fall dem Bischof vorbehalten sind. So bleiben als Kernstück priesterlicher Funktionen: die Eucharistiefeier und außerdem Lossprechung (Bußsakrament) und Krankensalbung – Sakramente, die ein Diakon (oder auch ein Pastoralreferent) natürlich spenden „könnte“, was er aber nicht darf. So gibt es inzwischen „Ersatzhandlungen“: Wortgottesdienste, (Beicht)gespräche, Sterbebegleitung, alles Handlungen, die im Maße ihrer Ritualisierung den „eigentlichen“ Sakramenten bis zum Verwechseln ähnlich werden können.

5. Es gibt – kaum nachvollziehbare – Bemühungen der Kirchenleitung, die Unverwechselbarkeit des kirchlichen Amtes aufrechtzuerhalten.

Da es den Kirchenleitungen daran gelegen sein muß, die Unverwechselbarkeit „des Amtes“ auch in aller Sichtbarkeit aufrechtzuerhalten, überlegt man immer mehr, die historisch entstandenen Unterscheidungen zwischen Sakrament und Sakramentalie (theo)logisch auszureizen. Das bedeutet: Alles, was Laien tun dürfen, wird als „Sakramentalie“ bezeichnet, so daß die eigentlichen „Sakramente“ (Wandlungsworte, Absolution, Krankensalbung) immer an die Person des Priesters gebunden bleiben. Rational denkende Menschen können eine solche Unterscheidung kaum nachvollziehen. Der größte Schaden aber entsteht für die Priester selbst, deren Dienst auf immer schmalere Funktionen (als „Wandler“ und „Lossprecher“) reduziert wird. Am Ende muß dies zu einer Selbstzerstörung des Amtes führen, weil die „Menschlichkeit“ des Priesters durch die mit der Instrumentalisie-

rung seines Weihestatus zwangsläufig verbundene Ausdünnung seiner sozialen Beziehungen zu Schaden kommen muß.

Soweit es sich bei den genannten Seelsorgediensten um Männer handelt, mag die Pufferfunktion des Diakons einiges von den damit angedeuteten Problemen auffangen, da hier ja einige Kombinationsmöglichkeiten vorhanden sind; Vollberuf oder Teilzeittätigkeit in Verbindung mit zölibatärer oder familialer Lebensform. Ein kritischer Punkt ist hier noch das Verbot der Wiederverheiratung im Amt – etwa nach dem Tod der Ehefrau. Was geschieht dann mit eventuell vorhandenen Kleinkindern? Müssen sie ins Heim? Deutlicher kann man eigentlich nicht zum Ausdruck bringen, daß die Frau (auch als Ehefrau) im Diakonatsamt eigentlich ein „Störfaktor“ ist. Darum gibt es auch für Frauen selbst die ganz harte Schranke des Weihesakramentes, so daß sie selbst auf keinen Fall Diakonin werden kann. Das hat es zwar Jahrhunderte hindurch in der „alten“ Kirche gegeben (zumindest vor der karolingischen Reform), wobei der Streit jedoch heute darum geht, ob die damalige Diakonatsweihe für die Frauen nur eine „Segnung“ oder wirklich eine sakramentale Ordination gewesen ist.⁶

Vor dem Hintergrund solcher theologischer Haarspaltereien hat eine Gruppe namhafter deutscher Katholiken (darunter u. a. E. W. Böckenförde, H. H. Boelte, W. Frühwald, P. Hünermann, F. X. Kaufmann, H. R. Laurien, A. Schavan u. a.) schon 1992 Überlegungen vorgetragen, wie „die kirchliche Sprachverwirrung wieder in ein neues Pfingsten“ zu verwandeln sei.⁷ Sie trug dies den deutschen Bischöfen vor, die ihrerseits anregten, ein ebenso gut theologisch fundiertes, nüchternes Thesenpapier zum Problem „der Stellung der Frau in der Kirche“ zu entwerfen. Dieser neue Text⁸ ging auch nach Rom, und Kardinal Ratzinger hat dar-

⁶ Vgl. Dirk Ansoerge, Die wesentlichen Argumente liegen auf dem Tisch. Zur neueren Diskussion um den Diakonatsamt der Frau: ebd. 50 (1996) 9/581–586. – Außerdem: Klaus Nientiedt, USA: Zur Lage des ständigen Diakonats: ebd. 50 (1996) 6/282–283. – Über erste Erfahrungen von Frauen in der Gemeindeführung vgl. Publik-Forum 1/97 vom 14. 1. 97 S. 44–45.

⁷ Vgl. Herder-Korrespondenz 46 (1992) 4/172–175.

⁸ Vgl. ebd. 50 (1996) 11/568–572.

auf relativ ausführlich, durchgehend sogar zustimmend geantwortet. Grundtenor der Analyse war die nicht mehr zu verkennende, allmähliche Entfremdung der Frauen in der Kirche, von denen sich so viele ehren-, aber auch hauptamtlich engagieren, deren Aktivitäten aber nach wie vor kaum Anerkennung fänden. Das Thesenpapier endet mit dem ein einfaches Faktum konstatierenden und gar nicht bewertenden Satz:

„Kirche lebt jeweils ‚im Vorübergang des Herrn‘. Sie ist gefordert, im Vertrauen auf den Geist neue Schritte zu tun. Eine theologisch nicht plausibel zu machende Festbeschreibung der Tradition – viele Frauen, Theologinnen und Theologen haben z. B. das päpstliche Schreiben ‚Ordinatio sacerdotalis‘ so beurteilt – wirkt als Blockade des Glaubenslebens und der kirchlichen Vitalität.“ Wie blank die Nerven in Rom offenbar liegen, zeigt die Reaktion Kardinal Ratzingers auf diese Formulierung: „Daß Sie mit diesem letzten Satz nach einem sorgsam abgewogenen Text doch noch im üblich gewordenen Jargon dem Lehramt der Kirche glaubten, einen Fußtritt verpassen zu müssen, mißfällt mir. Damit hat das Dokument sich selbst einen schlechten Dienst getan.“⁹ Das ist deutlich genug.

6. *Das Leben in der (Post)moderne mit all ihren „neuen Unsicherheiten“, Pluralismen und Ambivalenzen provoziert geradezu die Bereitschaft für ein von der Person wie vom Inhalt her glaubwürdiges „Wort“ der Orientierung.*

Die (meisten) Gläubigen leben zwangsläufig in der Welt, in die sie hineingeboren sind. „Aussteiger“ sind auch hier selten. Von der Kirche erhalten diese Menschen nur relativ selten eine Orientierung, weil diese offenbar mehr mit den Querelen ihrer eigenen Binnenstruktur beschäftigt ist. Was die „Verteidiger des Glaubens“ immer noch nicht oder zumindest zu wenig bemerken, ist die Tatsache, daß sich inzwischen immer mehr Menschen – auch Mitarbeiter in den pastoralen Diensten – von dieser Kirche zumindest innerlich verabschieden. Vor einigen Jahren geisterte die Angst vor einem „Schisma“ durch die Ämter, als das Problem Lefebvre zur Entscheidung anstand.

Die Zahl seiner Anhänger belief sich hierzulande maximal auf 80.000 Gläubige. Kaum ein Wort aber davon, daß im gleichen Jahr und in jedem Jahr seitdem etwa die doppelte Zahl von Katholiken auch formal die Kirche ihrer Kindheit verlassen haben. Mit welcher Blindheit sind wir eigentlich geschlagen, daß wir denen, die noch in dieser Kirche leben, das Bleiben darin so schwer machen? Wie in jedem Sozialsystem, in dem sich die Krisen zuspitzen, ohne daß die Entscheidungsträger effektiv eingreifen, bauen sich in der Bevölkerung „Dissonanzgefühle“ auf, die sich in zweierlei Formen äußern: Apathie oder Flucht – notfalls über die Landesgrenzen (wie in der DDR) oder aber in die Radikalität der kleinen, Sicherheit und Orientierung verheißenden Gruppe.

Fassen wir noch einmal zusammen:

– Die Kirche ist drauf und dran, ihren Auftrag zu versäumen, „allen alles zu werden“ und sich im Sinne einer „nachgehenden Seelsorge“ zu verändern. Statt dessen beharrt sie darauf, einen bestimmten historischen Zustand festzuschreiben, in leichtfertiger Verkennung der Tatsache, daß jede „Tradition“ ja auch nur das Produkt vorausgehender Veränderungen ist und zudem in jeder Generation neu interpretiert werden muß.

– Die meisten Ursachen für die gegenwärtigen Zerfallsprozesse sind offensichtlich selbst gemacht. Es kann doch nicht der „Plan Gottes“ sein, die Gläubigen zur Schizophrenie zu zwingen, wenn sie vom Glauben eine Stärkung für ihr konkretes irdisches Leben erhoffen.

– Ungeachtet aller Widerstände werden sich die meisten notwendigen, heute schon oft illegal (aber legitim) praktizierten Veränderungen durchsetzen, was am Ende zur Aufhebung der Zwei-Stände-Gesellschaft und damit zum Verschwinden des Klerus in der Kirche führen wird. Während die Reformation den „Klerus“ zugunsten des Priestertums aller Gläubigen fast im Handstreich beseitigt hatte, scheint dies in der katholischen Kirche ein schwieriger und langwieriger Abschmelzungsprozeß zu werden – weil dieses System von den Gläubigen immer weniger angenommen wird, aber auch weil in diesem

⁹ Ebd. 572.

System immer weniger Kleriker nachwachsen.

Die Kirche als „das Volk Gottes auf dem Wege“ wird auch diesen Veränderungsprozess überstehen, aber es ist abzusehen, daß sie dann wirklich keine Kleruskirche mehr sein wird.¹⁰

Christian Friesl

Kooperation und Konflikt im pastoralen Dienst

Erfahrungen und Perspektiven aus dem Projekt „Christsein als Beruf“

Der vorliegende Beitrag präsentiert zum Thema „Kooperation im pastoralen Dienst“ Material aus dem pastoralsoziologischen Projekt „Christsein als Beruf“¹. Dies geschieht gleichsam auf zwei Schienen: Erfahrungen und Positionen der betroffenen MitarbeiterInnen im pastoralen Dienst werden in Form von empirischen Untersuchungsergebnissen aus der Studie hier eingebracht. Auf dieser Analyse aufbauend, werden problemlösende Perspektiven und Strategien

¹⁰ Der Bibelwissenschaftler Herbert Haag plädiert aus biblischen Gründen gegen die Kleruskirche, die er für einen Irrweg hält. (Herbert Haag, Worauf es ankommt. Wollte Jesus eine Zwei-Stände-Kirche?, Freiburg 1996.) Mein Ansatz als Soziologe ist anders. Ich nehme die Kleruskirche als gegeben hin, meine aber, daß dieses System unter den Bedingungen der Moderne auf die Dauer nicht lebensfähig ist. Da es aber überleben will, wird es sich ändern – so wie es sich in seiner 2000jährigen Geschichte schon oft geändert hat.

¹ Die Untersuchung „Christsein als Beruf“ hatte als pastoralsoziologische Pilotstudie das Ziel, die verschiedenen beruflichen Laufbahnen von (ehemaligen) TheologiestudentInnen zu erforschen. Zielgruppe bzw. Grundgesamtheit des Projekts waren die InskribentInnen der Studienjahre 1971–1986 aller Katholisch-Theologischen Fakultäten und Hochschulen in Österreich. Teilstudien befaßten sich mit den AbsolventInnen der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Wien sowie des Seminars für kirchliche Berufe (Wien). Untersucht wurden jeweils sowohl AbsolventInnen (ABS) als auch StudienabbrecherInnen, dabei wurden insgesamt etwa 2.000 Personen befragt. Die Ergebnisse im vorliegenden Beitrag greifen – falls nicht anders angegeben – auf die Ergebnisse der katholischen Teiluntersuchung zurück. Die Gesamtergebnisse des Projekts sind dokumentiert in: Christian Friesl, Christsein als Beruf. Chancen und Problemfelder theologischer Karrieren, Innsbruck 1996.

herausgearbeitet. Auch sie wurden im Kontext des oben genannten Projekts erarbeitet².

Kooperation und Konflikt als Berufserfahrung im pastoralen Dienst

Die Kirche ist ein Dienstgeber wie jeder andere. Diesen Eindruck ergibt der Vergleich von Erfahrungen, die kirchlich und außerkirchlich beschäftigte TheologInnen in ihren Berufsfeldern machen: Kirchlich Bedienstete (KB)³ werden beim *Berufseinstieg*⁴ genauso unterstützt wie außerkirchliche (AKB); die *berufliche Weiterentwicklung* wird in ähnlicher Intensität gefördert; Konflikte mit Vorgesetzten sind da wie dort selten. Die Kooperation mit KollegInnen wird vor allem als *Unterstützung* erlebt, Konflikte und Konkurrenz werden selten genannt.

Unterschiede in der Einschätzung der Berufserfahrungen in und außerhalb der Kirche ergeben sich vor allem in vier Themenfeldern: Die Kirche scheint *tolerant* zu sein, wenn Beschäftigten Fehler passieren: 82% kirchlichen Bediensteten mit dieser Meinung stehen 71% außerkirchliche gegenüber. Die *Aufstiegsmöglichkeiten* werden in außerkirchlichen Berufen weit besser beurteilt: Sie sind für – ohnehin geringe – 45% der außerkirchlich Beschäftigten zufriedenstellend, bei den kirchlichen Bediensteten sind allerdings nur 28% zufrieden. Nach Ansicht der Befragten erfahren Frauen in kirchlichen Berufen (31%) stärkere *Benachteiligung* als in außerkirchlichen Tätigkeiten (18%). Eine *Trennung von Beruf und Privatleben* ist im kirchlichen Dienstverhältnis (58%) schwieriger als im außerkirchlichen (40%).

Unterstützung bei beruflichen Problemen erhalten sowohl kirchlich (54%) als auch außerkirchlich Berufstätige (56%) vor allem bei *ArbeitskollegInnen*, ein Zeichen dafür,

² Basierend auf den Untersuchungsergebnissen befaßten sich ExpertInnen mit der Zukunft theologischer Berufe. Die gesammelten Beiträge sind nachzulesen in: Christian Friesl (Hg.), Christsein als Beruf. Neue Perspektiven für theologische Karrieren, Innsbruck 1996.

³ Zu kirchlich Bediensteten werden in der Studie „Christsein als Beruf“ aus inhaltlichen Gründen auch staatlich angestellte ReligionslehrerInnen gezählt.

⁴ Kursiv gesetzte Wörter sind Zitate oder fassen Fragebogeninhalte zusammen.